

## Heimat auf der Wanderschaft

### Von Sterben und Begrabenwerden in einer bunten Gesellschaft

Dorothea Kolland

Dass das Thema „Sterben und begraben werden“ ein Thema nicht nur für die kleine, möglichst nicht zu tangierende kleine Nische „Tod“ unserer Gesellschaft ist, die sich ja zunehmend als inklusiv versteht, steht als untrügliches Zeichen für reale Veränderung. Es signalisiert, dass Deutschland für viele Menschen aus anderen Teilen der Welt nicht nur ein kurzzeitiges Arbeits-, Aufenthalts- oder Durchreiseland ist, in dem man sich mehr oder weniger freiwillig aufhält, sondern in dem man auch mehr oder weniger freiwillig sein Leben beschließt – nicht aufgrund eines Unfalls oder einer plötzlichen schweren Krankheit, sondern weil man hier gelebt hat und sich zugehörig fühlt – und/oder weil man – oder Verwandte und Freunde - es sich nicht leisten können, einen Rücktransport der Leiche zu finanzieren. Zunächst geschah es eben, das Hier-bleiben, und eine aktive Entscheidung steckte im Regelfall nicht hinter der Tatsache, auf einem hiesigen Friedhof eine „letzte Ruhe“ zu finden. Denn für viele war es nicht die gewünschte „Ruhe“, sondern eher eine Fortsetzung der Fremde. Die geringe Bereitschaft, diese letzte Ruhe auf dem Friedhof in der Nachbarschaft oder zumindest am letzten Wohnort zu suchen, hatte – von wenigen fundamentalistischen Glaubensanhängern welchen Glaubens auch immer abgesehen – weniger mit rituellen Hindernissen zu tun, sondern damit, dass man „zu Hause“, in Heimerde begraben sein wollte. Ja, gerade bei der ersten Gastarbeitergeneration war der Lebensplan so, dass man, sobald man genügend Geld verdient hatte, und spätestens als Rentner in sein Herkunftsland, möglichst in seinen Herkunftsort zurückkehren wollte, in seine Heimat – als Türke, als Grieche, als Spanier, als Italiener. Das klappte oft nicht, gerade bei armen Migranten aus armen Gegenden: Die Kinder waren hier und wollten hier bleiben, die Wohnungen waren bequemer, und vor allem die medizinische Versorgung war besser. Die Wohlfahrtsverbände begannen über „kultursensible Altenpflege“ nachzudenken, also Altenpflege, die kulturelle Differenzen berücksichtigte – eine, wie ich finde, immens wichtige Aufgabe. Ja, und dann stand das Sterben an. Bis heute wünschen die meisten der alten Migranten den Rücktransport in ihre Herkunftsregion; gerade die türkischen Tageszeitungen in Deutschland sind voll mit Anzeigen für Sterbe- und Rücktransportunternehmen und -versicherungen. Die Entscheidung treffen die alten Menschen selbst, sie überlassen dies nicht ihren hier lebenden Nachkommen. Es ist ihre Entscheidung für ihre Heimat, aus der sie kamen und wo ihre Vorfahren lebten.

Diese Entscheidung hat ihre Eindeutigkeit verloren. Heimat ist anders geworden. Heimat ist auf die Wanderschaft gegangen.

Kaum eine bislang unumstößliche Tatsache und die zugehörige Begrifflichkeit ist in den letzten Jahren so in die Debatte geraten wie die vermeintliche Selbstverständlichkeit, eine „Heimat“ zu haben und sie benennen zu können. Gemeint war und ist damit zuvörderst ein Ort, aber auch eine Landschaft, ein Geruch, eine Sprache, eine Atmosphäre, zu dem man als soziales Wesen eine feste, unumstößliche, unanzweifelbare Zugehörigkeit habe, die man als „Heimat“ empfinde. Lange Jahre wurde Heimat vor allem ex negativo und als schwere Beschädigung benannt, wenn man dieser verlustig gegangen war – die Heimatvertriebenen, die Heimatlosen waren Opfer und Objekte des Mitleids. Und für die vielen Flüchtlinge, die aus Kriegsgebieten, Unterdrückung und/oder bitterer Armut ihre Heimat haben verlassen müssen, bleibt das Gefühl der Entwurzelung und des Verlustes.

Im Zuge weltweiter wachsender Mobilität und globaler Migration, die ja sehr unterschiedliche Ursachen und Auslöser hat, die durchaus nicht nur fremdbestimmt und gewaltsam sind, sondern auch von Hoffnungen und Erwartungen getragen werden, die Menschen in vielfältigen Formen des Zusammenlebens neu mischen und zu neuen sozialen Gemeinwesen auf Zeit oder auf Dauer zusammenführen, ja auch von Liebe motiviert, ändern sich Identitäten – und das Gefühl, das wir Heimat nennen:

„Bislang scheinbar eher eigenständige Kulturen wachsen zusammen und definieren sich neu. Egal, ob neu zugewandert oder alteingesessen, ob mit oder ohne Migrationsbiografie – Menschen lassen sich nicht länger auf eine einzige kulturelle Identität reduzieren. Sie sind immer weniger nur in einer Heimat zu Hause. Statt Eindimensionalität erfordert Heimat künftig den Plural. HEIMATEN BEWEGEN ist in doppeltem Sinne zu verstehen. Heimaten bewegen Menschen, Menschen bewegen Heimaten. Kulturelle Vielfalt und Migration machen aus Heimat Heimaten. Heimat ist der Ort, der Identität, Gefühle und Sicherheit vermittelt. Je größer die Verschiedenheit, desto mehr Heimaten lernen Menschen kennen. Heimaten ermöglichen und erfordern multiperspektivische Kreativität ebenso wie zivilgesellschaftliche Impulse. Es ist eine gesellschaftliche Aufgabe ersten Ranges, Heimaten so zu schaffen, dass sie den Maßstäben Menschenwürde, Gerechtigkeit und Demokratie genügen“.<sup>1</sup>

Dies war das – sehr knappe – Fazit einer Analyse, die wir dem Kongress „Heimaten bewegen“ im Herbst 2014 in Mannheim zugrunde legten und dann als Motto voranstellten, und die für mich eine ganz entscheidende Grundlage zeitgemäßer Migrationspolitik ist. Dies ist auch mein Ausgangspunkt, mich dem Thema „Sterben und Begrabenwerden“

<sup>1</sup> Zitiert aus dem Kongressflyer, [www.bundeskonkress-interkultur-2014.de](http://www.bundeskonkress-interkultur-2014.de)

anzunähern: Heimat ist auf die Wanderschaft gegangen. Wenn dem so ist, können wir uns dann dem Thema „Begraben werden“ noch mit der Vision einer „**letzten** Heimat“ zuwenden?

In Vorbereitung auf diesen Vortrag habe ich – wie Sie ja auch – mit vielen Menschen verschiedener Generationen über ihre Überlegungen und Planungen für das, was nach dem Sterben kommt, gesprochen. Wichtig war für mich ein Projekt von Jelka Plate in Berlin und Hamburg von 2007, es hieß „Letzte Reisen“ und ging – in seinem Umfang bestimmt durch mehrere Neuköllner „interkulturelle Friedhöfe“ und Sterbe- sowie Begräbnisinstitutionen – auf die ganze Bandbreite der Ereignisse und Aufgaben um das Lebensende ein.<sup>2</sup>

Meine aktuellen Gespräche konzentrierten sich eher auf Menschen der 2. bzw. 3. Migrantengeneration, die sowohl Eltern wie auch Kinder in Berlin haben. Dabei wurde deutlich, dass dies Thema – zwar an den Rand, in Wartestellung, in den Hintergrund gedrängt – präsent ist, bei Menschen aus anderen Kulturen stärker als bei den Aborigines-Deutschen. Diese Gedanken sind natürlich abhängig von der Tatsache, ob man in Nähe oder Ferne mit dem Tod zu tun haben wird oder hat. Es gehört in die persönliche Planungsabteilung „Rente – Lebensversicherung – Testament“. Und bei den meisten Gesprächen wurde als Entscheidungsgrundlage für den physischen Verbleib des Körpers nach dem Tod nicht ein Platz an einem definierten Ort wie z.B. der „alten Heimat“ genannt – der sei ihnen nicht sehr wichtig -, sondern die räumliche Nähe zu vertrauten, nahestehenden Menschen, um diesen die Möglichkeit eines Ortes des Erinnerens zu geben oder sie erreichbar zu haben.

Die ersten Gräber auf deutschen Friedhöfen, die von Migranten der Gastarbeitergeneration belegt wurden, waren Gräber der früh verstorbenen oder nicht lebend geborenen Kinder – belastet durch die Anmutung eines Scheitern der Migration ihrer Eltern – weder im Herkunftsland geboren noch im neuen Land angekommen: „Kinder der Entwurzelung“ – *l'enfant de déplacement*, wie der französisch-marokkanische Soziologe Yassine Chaïb sie in seiner Analyse „Der Status des Todes in der Migration“ nennt<sup>3</sup>. Die erwachsenen Toten wurden – wie heute in der Mehrzahl auch noch – in Flugzeugen abtransportiert, in „Heimaterde“ bestattet. Dagegen wollten die Eltern ihre toten Kinder zumindest in Besuchsreichweite haben – und sie wollten in wachsendem Maße auch, dass im Falle ihres Todes ihre eigenen Kinder einen nahen Ort hätten, um sie zu besuchen – die Gewichtung der Nähe zu ihren Lieben begann die Sehnsucht nach „alter Heimat“ zu übersteigen. Das ist ein immens wichtiger Schritt, oft verbunden mit einer Generationenfrage: Opa und Oma werden nach Anatolien geflogen, die

<sup>2</sup> Jelka Plate: Letzte Reisen. Berlin und Hamburg, 2007. Stadtpaziergänge und CDs mit Interviews. Vgl.: <http://www.schute-hamburg.de/de/03mehrzweckhaus/03.2kunstprojekte/03.2.15plate/plate.php>

<sup>3</sup> Hoepf / Gardien S. 153

aktive, im Leben und in der Verantwortung Stehenden suchen sich eine Platz auf dem Friedhof – die religiöse Frage spielt da offenbar keine entscheidende Bedeutung.

Zu dieser Entscheidung schreibt die Religions- und Migrationsforscherin Gerdien Jonker: „Die Entscheidung für das Begräbnis in fremder Erde ist ein entscheidender, vielleicht der entscheidendste Schritt im langen Prozess, sich an das neue Land zu gewöhnen. Wer sich entscheidet, den eigenen Körper darin zu betten, bindet die nachfolgenden Generationen an dieses Stück Erde. Wer die Wahl trifft, seine toten im fremden Land bei sich zu behalten, erschafft sich endgültig eine neue Heimat und lockert die Bindung an die alte. Schließlich zwingt dieser Schritt zu einer Neuordnung der Vergangenheit: Mit der Eröffnung eines Grabes schlagen die Überlebenden gewissermaßen einen neuen Abschnitt ihrer Geschichte auf, die nun mehr dem neuen Land gehört.“<sup>4</sup>

Das Grab als sichtbares Zeichen dafür, eine neue Heimat gefunden und möglicherweise sogar für die Nachgeborenen geschaffen zu haben finde ich einen wunderbaren Startpunkt, um – völlig unabhängig von Religionszugehörigkeit – über die Bedeutung dieses Platzes für die Lebenden, für die Zukunft in einer Migrationsgesellschaft zu sprechen. Es öffnet die Perspektive auf ein gewichtiges Zeichen gesellschaftlichen Wandels und fordert uns alle auf, nicht nur im Tod, sondern vor allem im Leben Vielfalt zu leben. Friedhöfe sind deren Sichtbarmachung, ihre Denkmäler – aber sie können auch deren Negierung wahrnehmen lassen. Der Augsburger Westfriedhof, in Marmor oder Granit gegossene Ästhetik von endlosen Eigenheimsiedlungen, auf dem die Vorfahren meines Mannes liegen, strahlt diese Eindimensionalität und Enge aus.

Ihre Themenstellung „Letzte Heimat“ erzwingt Nachdenken über den ganzen Lebensabschnitt Sterben – von der körperlichen Fürsorge über Begräbnisriten, religiöse und rituelle Praxis, rechtliche Aspekte, die Musik, das soziale Ereignis. Ich werde mich diesen Aspekten nur insoweit zuwenden, als sie mir in der gebotenen Zeit und für den Aspekt der gelebten Interkulturalität jenseits von Religionen notwendig erscheinen, und wenn, dann nur flüchtig. Dabei würde ich gerne anmerken, dass es mir letztlich wichtiger erscheint, den noch Lebenden mehr Aufmerksamkeit und Sensibilität zukommen zu lassen, ihnen ein gutes Leben auch in der letzten Lebensphase zu ermöglichen, das ihrer kulturellen Prägung gerecht wird, als ihnen einen schönen Friedhof zu beschenken, von dem sie – meiner Auffassung nach – nichts mehr haben. Aber für viele – je nach ihren Vorstellungen von dem, was nach dem Tod kommt, ist das Wissen um den Platz, wo sie begraben sein werden, Teil des guten Lebens – und des guten Sterbens. Und so werde ich über diesen Platz, das mögliche Denkmal

---

<sup>4</sup> Hoepf, Gerhard / Gerdien Jonker (Hrg): In fremder Erde. Zur Geschichte und Gegenwart der islamischen Bestattung in Deutschland. (S. 7) Das Arabische Buch (Berlin 1996)

gelebter Vielfalt, sprechen. Und für eine Kulturwissenschaftlerin, für die Geschichte eine enorme Rolle für das Begreifen der Gegenwart spielt, sind die Friedhöfe oft die einzig greifbar gebliebene Spur.

Seit ich denken kann, spielen Begräbnisse und Friedhöfe für mich eine wichtige Rolle. Als Tochter eines bayrischen Dorfpfarrers sang man von Kind an im Chor, der Aussegnungen und Begräbnisse begleitete (wofür man 50 Pfennig bekam), bei dem rituellen Spruch „Erde zu Erde, Asche zu Asche, Staub zu Staub“ huschte eine Eiseskälte über den Rücken, dem Vater (und damit der Familie) wurde Kaffee und Blechkuchen vom Leichenschmaus ins Haus gebracht, man bekam beim Abendessen die Debatten über Belegung (der Friedhof gehörte zum Pfarramt) mit, man bemerkte Ausgrenzung: die Katholiken in die eine Ecke (das veränderte sich in den späten 50er Jahren), die Selbstmörder ganz hinten, hinter dem Komposthaufen, am Zaun; soziale Selektion war klar: die schönen großen Gräber – für Generationen – an den Mauern, die einfachen mit den standardisierten Steinen und dem bloßen Datum in einem engen Feld, das große Gemeinschaftsgrab für nahezu 80 Menschen, die auf dem Todesmarsch von Buchenwald nach Flossenbürg 1945 umgekommen waren, in der Ecke und kaum wahrgenommen (weder das Grab noch die Tatsache). Ich spürte väterliche Ablehnung der Urnengräber, von denen es im roten Eck von Oberfranken eine ganze Menge gab, denn das waren ja tendenziell gottlose Freidenker. Ich erlebte die Gewalt und Macht von Gräbern, nachdem mein großer Bruder mit 19 Jahren im Gebirge tödlich abgestürzt war und auf diesem Dorffriedhof in einem verschweißten Sarg begraben worden war: Meine Mutter lief die 15 Jahre, die sie dort noch wohnte, jeden Morgen zu seinem Grab; ihre unendliche Trauer und Verzweiflung konnte sie offenbar nur dort zum Ausdruck bringen – und ich, zum Todeszeitpunkt 12 Jahre alt, ging dort freiwillig nie mehr hin.

Ich stand ratlos vor den Asche-Massengräbern von Auschwitz und förderte später die Stolpersteine, die versuchen, an die einzelnen Persönlichkeiten, die umgebracht worden waren, zu erinnern.

Ich lernte, Friedhöfe als Ausdruck von Gesellschaftsstrukturen, als lesbare Spuren von Geschichte, von gesellschaftlichem Wandel und von Vielfalt zu begreifen – und auch als Widerspiegelung von menschlicher Gemeinschaft wie, insbesondere, von Macht. Und davon berichten die berühmtesten Friedhöfe der Welt. Es sind Begräbnisstellen, die von Herrschenden der Hochkulturen und deren Höhen und Tiefen erzählen – von menschlichem Leben der vielen anderen gibt es nur minimale Spuren. Merkwürdig, dass sich so manche dieser Begräbnisstätten auf der ganzen Welt gleichen: Es gibt die berühmten Pyramiden in Ägypten, in Mexiko, in China – sie alle sollen durch ihre maximale Monumentalität die Macht der unter und in ihnen Begrabenen zeigen und möglichst noch steigern, und sie alle arbeiten mit Höhe: Ohne dass man dies abgesprochen hätte, siedelte man die Götter

sehr oft im Himmel an, auch wenn es daneben die Höhlenversion gab. Ja, selbst die Versionen über das, was nach dem Tod geschieht, ähneln sich: Als ich vor kurzem in Angkor Wat war und die phantastischen Tempelreliefs kennenlernte, stellte ich perplex fest, dass sie gut verwendbar wären als Illustration des Dante'schen Inferno, und auch die bulgarischen Klosterwandbilder, die die Hölle illustrieren, hätten gut integriert werden können - die Qualen wie die Freuden waren sich sehr ähnlich.

Symbol von nationaler, symbolischer Macht sind die vielen Grablagen der Mächtigen in Kirchen, Klöstern, Kreuzgängen: Kaiser, Könige, Äbte, wohlhabende Bürger haben dort Denkmäler hinterlassen. Sie gehören zur gewichtigen Innengestaltung prächtiger Bauwerke und schützen vor dem Vergessen werden. Wer würde heute schon die Uta von Naumburg kennen, gäbe es nicht diese nachdenkliche Frau mit hochgeschlagenem Kragen im Naumburger Dom, die da seit dem 13. Jahrhundert auf die Besucher heruntersieht?

Oft, vor allem in der Vergangenheit, waren es diese (idealisierten) Abbilder der Toten, die gegen das Vergessen versichern sollten und Bedeutung ausstrahlten, oder beachtliche „Heimstätten“ wie die Grabvilla von Eva Perron auf dem Bonarensen Friedhof Recoleta, oder der schöne, feinziselierte Obelisk, der 1789 zum Gedenken an zwei osmanische Gesandte in Berlin aufgestellt wurde und den Respekt des preußischen Hofes ausdrückte. Dieser Obelisk wurde zum Mittelpunkt des ersten islamischen Friedhofs in Deutschland, der bis heute Beachtung findet.

Direkt in dessen Nachbarschaft befindet sich ein anderer Friedhof, der brutale nationale Macht ausstrahlt: der Garnisonsfriedhof, getarnt als nationale Traueranlage.

Angelegt in den 1860 Jahren, wird dort in triumphalem Schmerzdemonstration der Toten aus verschiedenen Kriegen gedacht, an denen Deutschland verantwortlich (aber nicht immer siegreich) teilhatte, bis hin zu den Kolonialkriegen in „Deutsch-Südwest“, für die dort – gut gehütet – immer noch der „Herero-Stein“<sup>5</sup> liegt, ein aus Afrika mitgebrachter Findling.

Es ist hier nicht der Ort, sich dem Thema der „Kriegsgräber“ bzw. der Kriegerdenkmäler zuzuwenden, auch wenn sie – vielleicht heftiger als andere Begräbnisstätten – Zeugen von nationaler und ethnischer Vielfalt des Todes sind, denn für Kriege – es sei denn, es waren Bürgerkriege – braucht es immer verschiedene Länder und oft auch verschiedene Kulturen, die sich bekämpfen und umbringen. Es sind meist die Sieger und nur sehr selten die Besiegten, derer dort gedacht wird, und im Regelfall keineswegs

<sup>5</sup> <http://www.tempelhofer-unfreiheit.de/de/gedaechtnisgeschichte-tempelhofer-feld-ehemaliger-garnisonfriedhof-columbiadam>

mit der Botschaft, dass man Kriege beenden solle. Wer das Ossuarium in Verdun kennt, wurde dort zwar von der Endlosigkeit des Feldes weißer Kreuze, unter denen französische Soldaten liegen, schier erdrückt: Friedenswillen aber strahlt es nicht aus – noch viel weniger das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig und auch nicht die Sowjetischen Ehrenmäler in Treptow und in Wolgograd. Dort – kleine Fußnotenbemerkung für eine wichtige Ausnahme – erschüttert die Musik: In der „Ehrenhalle“ unter dem Mammalia-Hügel erklingt die „Träumerei“ von Robert Schumann, die Musik des Feindes.

Ich kehre zurück zu den Friedhöfen, die ja nicht selten Orte der Vielfalt geworden sind, wenn auch nicht immer in einem multikulturellen Sinn: Friedhöfe sind zum Beispiel zu Wohnquartieren Armer geworden, ohne den ursprünglichen Zweck zu beschädigen, wie in Manila oder Kairo die prächtigen Totenstädte der Mameluken, wo ca. 300 000 Menschen wohnen sollen; in Berlin werden schöne alte Friedhöfe von Lesben und Schwulen zu „ihren“ Heimstätten neu belebt; gerade in Zeiten von Aids entstand der Wunsch nach ganz anderen, freundlichen Grabstätten für jüngere Menschen, wo man auch mal einen Kaffee trinken und sich mit Freunden treffen kann.<sup>6</sup> Über die ganzen aktuellen alternativen Begräbnisformen fange ich hier gar nicht an zu sprechen – aber auch sie sind Ausdruck von Vielfalt und Ausdruck von Diversity, die als „Vielfalt“ und „Differenz“ traditionelle Normen durchbrochen hat.

Es gibt kein zweites Ereignis, dass die Fantasie von Menschen aller Zeiten, aller Kontinente und aller Glaubensrichtungen so in Bewegung gesetzt hat wie Tod und das, was danach kommt – es betrifft jeden Menschen und keiner weiß es wirklich, will man sich nicht mit dem rein biologischen Fakt des „Erde zu Erde“ zufriedengeben. Dass da vielleicht Geister etwas mitzureden hätten, verbirgt sich in dem lautstark – heiteren Ausklang des Leichenschmauses, der die Geister versöhnlich stimmen soll, ebenso wie das Verbrennen – zu Rauch, Geist machenden – Papierutensilien in der chinesisch-vietnamesischen Tradition<sup>7</sup>. Theologen, Ethnologen, Künstler, Märchenerzähler – für sie ist die Bestattung kein Schlusspunkt, danach mögen das Jüngste Gericht, die Huris in der ewigen Seligkeit oder die Reinkarnation kommen, die dauert, bis man das Nirwana erreicht hat. Eine unglaubliche Vielfalt der Verbildlichung breitet sich vor uns aus, und sie nimmt Gestalt und Form an: Der von Ängsten Getriebene, die Schadenfreude (ich denke an die Totentanz-Darstellungen des Mittelalters, wo Mächtige und Reiche ohne Ansehen der Person vom Tod, dargestellt als Gerippe, geholt werden), Trauer, schlechtes Gewissen und Furcht vor Rache von wem auch immer (beherrschend in den Renaissance-Darstellungen des Jüngsten Gerichts), die Sehnsucht nach einer

<sup>6</sup> <http://www.cafe-finovo.de/sis.html>

<sup>7</sup> Vgl. aktuelle Sonderausstellung in Dresden: <http://www.skd.museum/de/sonderausstellungen/supermarket-of-the-dead/index.html>

unerreichbaren anderen Welt (wie so großartig in der Orpheus-Sage erzählt), die die Liebste entrissen hat, Unsicherheit und Angst vor Strafe wg. sündigem Leben, die einem auch keine Ablass-Zahlung nehmen kann, selige Zuversicht des „Heim-Kommens“, die von manchen „Entschlafenen“ berichtet wird, der tiefe Schock und zerreiende Schmerz, wenn der Tod plötzlich und unerklärlich über Menschen und ihre Beziehungen hereinbricht, die Erlösung von Leiden und Schmerzen.<sup>8</sup>

Für all diese Erfahrungen und Gefühle gibt es unendlich viele Bilder, Worte, Klänge. Während der Arbeit an diesem Text hörte ich im Konzert das Violinkonzert von Alban Berg, „dem Andenken an einen Engel“ gewidmet. Der Tod der Tochter von Freunden hatte ihn zutiefst erschüttert. Sein Werk, in dem zartes, blühendes Leben, das sich im leisen Walzerrhythmus wiegt, von einer tiefensten Choralintonation unterwandert wird, wird dieses Mädchen, die 18-jahrigere Manon Gropius, nie vergessen lassen – dauernder, als jede Grabinschrift dies könnte. Zufällig hörte ich kurz darauf Schuberts Streichquartett d-moll, „Der Tod und das Mädchen“ – auch dies ein heftiges, verzweifelt, aber letztendlich einverstandigendes Ringen mit dem Sterben. Oder Gustav Mahlers/Friedrich Ruckerts „Kindertotenlieder“ und ihr „Oft denk' ich, sie sind nur ausgegangen, Bald werden sie wieder nach Hause gelangen. Der Tag ist schön, o sei nicht bang, Sie machen nur einen weiten Gang“, oder Bachs „Es ist vollbracht“-Seufzer der Matthäus-Passion, aber auch die Macht und Gewalt, die Verdi in seinem „Requiem“ hörbar macht.

All dies Genannte entspringt unserer „abendländischen“ Prägung der Todeserfahrung. Um wie viel reicher wäre die Schilderung, wenn der ästhetisch-musikalische Umgang mit Tod aus anderen Kulturen hier genauso aufgezählt würde. Denn z.B. Klagegesänge finden sich seit langer Zeit und in ähnlicher Form in zahlreichen Kulturen; damit bieten sie Merkmale

sogenannter „anthropologischer Universalien“, wie eine vergleichende Ethnologie der Kulturen dieser Welt es nennen würde: Material für eine veritable eigene Vorlesungsreihe. Ich tippe nur an: Das „Mexikanische Totenfest“, „Dıa de los Muertos“ ist – so steht es schön kurz und knapp in Wikipedia - keine Trauerveranstaltung, sondern ein farbenprächtiges Volksfest zu Ehren der Toten. Nach dem Volksglauben kehren die Seelen der Verstorbenen an diesen Tagen zu den Familien zurück, um sie zu besuchen. Während der Tage steht das Gedenken an die Verstorbenen im Vordergrund. Die Straßen werden mit Blumen geschmückt, skurrile Todessymbole, [Skelette](#) und Schädel in den unterschiedlichsten Ausfuhlungen, stehen in den Schaufenstern, überall sieht man Abbildungen der berühmten [Calavera Catrina](#). Konditoreien produzieren kurz vor

---

<sup>8</sup> Groartige Zusammenschau der „abendländischen“ Traditionen und Vorstellungen in; Aries, Philippe: Geschichte des Todes. München (Hanser) 1980, und – mit globalerem Blick -: Schwikart, Georg: Tod und Trauer in den Weltreligionen. Kevelaer (Topos), 2010



Allerheiligen die *Calaveras de Dulce*, Totenschädel aus Zucker oder Schokolade, die die Namen der Toten auf der Stirnseite tragen. Das *Pan de Muerto*, das Totenbrot, ist ein weiteres beliebtes Naschwerk in diesen Tagen.<sup>9</sup> Die Friedhöfe sind die Orte des Feiern, des Essens wie des Tanzens, wie dies Doris Dörrie in ihrem wunderbaren Film „Dieses schöne Scheissleben“ über eine weibliche Mariachi-Gruppe großartig im Film festhält. Gemütlich, kommunikativ und wohlschmeckend habe ich den Samstag vor Ostern auf einem Friedhof in Rhodos erlebt, wo man seine Toten besucht und Freunde trifft – wie griechisch-orthodoxe Christen dies überall in dieser Nacht gern tun: „In Georgien gehen wir zu Tausenden an beiden Ostertagen auf die Friedhöfe, essen dort Kuchen und Hähnchen. Und trinken Wein direkt an den Gräbern unserer Verwandten und Nachbarn. Gibt es einen besonderen Gedenktag, beispielsweise ein Jahrgedächtnis, spielen wir auch Akkordeonmusik und singen Lieder.“ Und sie bedauern, dass sie dies – die Erzählerin lebt in Düsseldorf – leider nur ganz leise machen dürfen...

Bestimmte Gesänge, Kleidung und Speisen sind in vielen Ethnien vorgeschrieben, aber man werde schon merkwürdig beäugt, wenn man etwas davon praktiziere, wie mir ein hinduistischer Berliner erzählte. So gibt es Totenklagen, vorgetragen von professionellen Klageweibern, bei Totenfeiern in vielen Kulturen, auch in der Emigration. Sie sind aus uralten Zeiten in nordafrikanisch-arabischen Kulturen beheimatet und werden bei Totenwachen – ausschließlich von Frauen – vorgetragen. Sie werden auch hierzulande praktiziert, auch wenn dies bei Nachbarn zuhause und auf den Friedhöfen nicht gerne gesehen wird, ist doch der Gesang zuweilen sehr fremdartig für europäische gezähmte Ohren. Diese Klagegesänge werden für die ganz konkreten Toten erdacht (natürlich gibt es musikalische Muster) und beziehen sich auf die verstorbene Person (stehen hinterher auch in keinem Liederbuch...)<sup>10</sup> Aber so weit entfernt von dieser Praxis waren die böhmischen Exulanten (wegen ihres hussitisch-protestantischen Glaubens in Österreich verfolgt) nicht, die um 1730 in Preußen willkommen geheißen wurden und 1737 ein eigenes Dörfchen in Rixdorf, dem heutigen Neukölln, gründeten: Das böhmische Dorf. Sie waren die ersten Migranten, die nach Neukölln kamen und blieben – bis heute. Ihre deutlichsten Spuren haben sie mit dem böhmischen Gottesacker und den Gräbern mit tschechischer Inschrift hinterlassen. Unter ihnen waren viele musikalisch Gebildete, galt Böhmen doch als das „Konservatorium Europas“, und sie gründeten dort den ersten Posaunenchor Berlins. Ihre Musikliebe kreuzte sich mit protestantischem Pietismus und produzierte eine Menge frommer Lieder. Und deshalb war auch eine musikalisch diversifizierte Totenklage möglich. Im Gesangbuch von 1778 gab es eigene Lieder, die bei Beerdigungen zu

<sup>9</sup> Vgl. [http://de.wikipedia.org/wiki/Tag\\_der\\_Toten](http://de.wikipedia.org/wiki/Tag_der_Toten)

<sup>10</sup> Z.B. Kreta: Spohr-Rassidakis, Agni: Fünf Totenklagen aus der Gegend des Asterussia-Gebirges auf Kreta...Göttingen (Adition Re), 1990

singen waren. Es war genau vorgeschrieben, welches Lied bei wem auf dem Marsch vom Wohnhaus zum Gottesacker zu singen war (unter Begleitung des Posaunenchores), denn die Gemeinde war in verschiedene Gruppen eingeteilt, genannt „die Chöre“: Knaben, Mägdlein, ledige Schwestern, ledige Brüder, verheiratete Schwestern, verheiratete Brüder, Witwen und Witwer. Bis heute findet an jedem Ostermorgen um 5:00 morgens ein Ostergang mit dem Bläserchor in Frack und Zylinder statt, vom Betsaal zu den Gräbern der Verstorbenen: Ein Klageritus am frühen Morgen der Auferstehung.<sup>11</sup>

Die Rixdorfer Böhmen hatten ihren eigenen Gottesacker, den sie wie den im sächsischen Herrnhut gestalteten, wo ihr großer Glaubensanreger Graf Zinzendorf ihnen jahrelang Unterschlupf gewährt hatte und sie seine Glaubensschattierung annahmen. Sie konnten dort ihr Segment des Begräbnisspektrums so gestalten, wie sie dies wollten. Sie waren unter sich. Dies galt als Teil der Errungenschaften des friderizianischen Toleranzedikts.

Seit vielen hundert Jahren haben Menschen jüdischen Glaubens ihren eigenen Friedhof, der anderen Regeln gehorcht als auf kirchlichen oder – meist in deren Nachfolge – kommunalen Begräbnisstätten. Wie es die jüdische Religion vorschreibt, haben sie das Recht auf „ewige Totenruhe“, d.h. ihr Grab darf nicht beseitigt oder neu belegt werden. Die Aschehaufen der Nazi-Verbrecher in Auschwitz und anderen Vernichtungslagern strafen diese Tradition mit Missachtung – so, wie sie jüdisches Menschenleben insgesamt missachteten.

Auch muslimische Friedhöfe gehorchen dem Gesetz der ewigen Totenruhe, weitere rituelle Gesetze begrenzen den Spielraum für eine Beerdigung von Muslimen: Spezielle Waschungen, kein Sarg (dies ist nach dem deutschen Bestattungsrecht nicht zulässig, auch wenn inzwischen Ausnahmen möglich sind), schnelle Beerdigung, keine Einäscherung, Ausrichtung des Grabes nach Mekka: In vielen deutschen Städten sind mittlerweile Gräberfelder nach muslimischen Gesetzen eingerichtet, in Berlin gibt es zwei islamische Friedhöfe (einer ist voll, der andere jwd). Auch sie bekamen also ihr Segment, auf dem sie sich einrichten konnten.

Auf einem Friedhof in Berlin gibt es mittlerweile ein Gräberfeld für vietnamesisch-buddhistische Bestattungen – eigentlich nur der deutschen Bestattungspflicht geschuldet, die eine Bestattung in der Natur oder ein Verstreuen der Asche nicht zulässt. Für ost- und südostasiatische Buddhisten, die mehr oder weniger beeinflusst und geprägt sind von dem viel älteren Animismus, ist nicht der Friedhof, der etwas mit der realen sterblichen Hülle zu tun hat, von Bedeutung, sondern der Ahnen- und

---

<sup>11</sup> Vgl. Kolland, Dorothea: Die Musiktraditionen der Rixdorfer Exulanten. In: Korthase, W. (Hrg): Das Böhmisches Dorf in Berlin-Neukölln (1987), S. 207

hoffentlich Schutzgeist – und der kann überall geehrt werden, auf dem häuslichen Altar oder in der Natur.

Hindus übergeben die Asche ihrer Verstorbenen dem Ganges, der Mutter aller Flüsse. Das können sie in Berlin nicht tun; sie müssen die Asche nach Indien schicken oder in die hiesige Urnenbestattung einwilligen. Und parsische Totentürme sind hierzulande völlig undenkbar.

Dieser kleine Querblick soll hier nicht fortgesetzt werden. Deutlich wird: In gewissen Umfang gibt es eine „Friedhofsdiversität“, die in Form von geschützten Segmenten oder gar eigenen Friedhöfen Vielfalt sichtbar macht und kultur- und religionssensible Bestattungen zulässt. Dazu kommt heute, seit wenigen Jahren, eine größere Variationsbreite von Beerdigungsformen, in einem Friedwald, ohne Ortskennzeichnung auf einer Wiese, Gruppengräber. Die strammstehenden uniformierten deutschen Grabstätten sind ein Auslaufmodell. Also: Wir können zufrieden sein, jeder bekommt als „letzte Heimat“ die Schublade, die er oder Nachfahren wollen. Ist das das Spiegelbild einer multikulturellen, ja transkulturellen postmigrantischen Gesellschaft, von der Soziologen, Psychologen, Ethnologen sprechen? Meinem Traum entspricht dies jedenfalls nicht.

Was im positiven Fall heute geschieht, lotet das herrschende deutsche Bestattungsrecht auf Möglichkeiten hin aus, nicht nur eine Norm gelten zu lassen. Und diese Norm hat gesetzliche Grundlagen. Seit dem Mittelalter gibt es gesellschaftliche „Gepflogenheiten“, die gesetzliche Kodifizierung begann mit dem „Preußischen Landrecht“ 1806, seit Beginn des 20. Jahrhunderts und der Lösung vieler Friedhöfe aus der kirchlichen Zuständigkeit begannen die einzelnen Länder Bestattungsgesetze zu erlassen. Bis heute ist der Tod Ländersache. Immerhin – ich zitiere Wikipedia -: „Eine Freistellung der Urnenbestattung von der gesetzlichen Pflicht zum Beisatz in pietätsbefangene Bestattungsflächen ist für Deutschland insgesamt nicht absehbar. Eine gewisse Liberalisierung der Bestimmungen wurden in Bremen und Nordrhein-Westfalen gesetzlich verankert. In Bremen wurde zum 1. Januar 2015 der Friedhofszwang mit der Änderung des Bestattungsgesetzes unter einigen Beschränkungen de facto abgeschafft. In Nordrhein-Westfalen ist es erlaubt Asche außerhalb von Friedhöfen zu verstreuen, lediglich der Beisetzungsort muss nach Angaben des Gesundheitsministeriums zumindest zu bestimmten Zeiten „dauerhaft öffentlich zugänglich“ bleiben.“<sup>12</sup>

Wer sich mit dem Thema beschäftigen muss oder will, für den steht eine große Publikation bereit: „Das aktuelle Praxishandbuch des Friedhofs- und Bestattungswesens“ (2 Bände DIN A5 ca. 3.100 Seiten plus CD-ROM) - der Klassiker zum Friedhofs- und Bestattungswesen, wie es in der Werbung

<sup>12</sup> <http://de.wikipedia.org/wiki/Bestattungsgesetz>

heißt: „Das Friedhofs- und Bestattungswesen ist ständig im Wandel. Es gibt viele Einzelfragen, Ausnahmen, komplizierte Sonderregelungen und zahlreiche wichtige Urteile zu aktuellen Streitfällen. Es vergeht kaum eine Woche, in der nicht eine wichtige Vorschrift erlassen oder geändert wird.“ Und nun kommt ein Satz, der mich aufmerken ließ, in Erwartung einer Aussage zu Kultursensibilität: „Auch die neue EU-Dienstleistungsrichtlinie wirkt sich direkt auf die Praxis der Friedhöfe aus. Denn bei Arbeiten ausländischer Arbeitskräfte muss die Sicherheit auf dem Friedhof erhalten bleiben – auch bei einer vergleichsweise geringeren Qualifikation des ausländischen Dienstleisters.“<sup>13</sup> Das wars zu diesem Thema –bittere deutsche Realität zum Thema diversity.

---

Lassen Sie mich für einen Moment in die gesellschaftlichen Bewegungen unseres Landes blicken, über die Dienstleistungsrichtlinie hinaus – bin ich doch davon überzeugt, dass unser Thema nicht losgelöst vom aktuellen Integrations- und Diversity-Diskurs behandelt werden kann. Denn es spiegelt das Zusammenleben der lebenden Bürger und greift in unser Thema des Sterbens und der „letzten“ resp. „neuen“ Heimat ein. In diesem – durchaus nicht nur theoretischen - Diskurs spielen, holzschnittartig reduziert auf die wesentliche Differenz, zwei Positionen eine wesentliche Rolle. Sie sind aus unterschiedlichen gesellschaftstheoretischen und, in Folge, politischen Analysen und Visionen hervorgegangen, und sie haben auch sehr unterschiedliche Modelle von Kultur- und Gesellschaftspolitik zur Konsequenz: die der **Gesellschaft der Vielfalt** oder die der **Transkulturalität**.<sup>14</sup>

---

Beide Positionen sind wichtige Errungenschaften gegenüber der gesellschaftlichen Grundhaltung der Ausgrenzung, Duldung oder Tolerierung des bzw. der Fremden, die jahrzehntelang den bundesrepublikanischen Alltag beherrschte und die immer noch präsent ist – ich erinnere nur an die Diskussion darüber, ob der Islam Teil Deutschlands sei – wie dies sogar Kanzlerin Merkel unterstreicht, und die wütende Reaktion der Pegida-Anhänger darauf.

Die eine Position baut auf die Erkenntnis – nicht zuletzt von der UNESCO unterstrichen -, dass die Bewahrung von Vielfalt zentrales Movens in einer globalisierten Gesellschaft von weltweiter Migration ist, und zwar einer **diversity**<sup>15</sup>, in deren Zentrum die Achtung der Vielfalt und der Differenz

---

<sup>13</sup> Aus dem Werbetext für das Handbuch, Hrsg. von Dr. Günther Boettcher. Vgl. <http://shop.weka.de/das-aktuelle-praxishandbuch-des-friedhofs-und-bestattungswesens?expDataType=CatalogEntryId&expDataUniqueID=10752> (angesehen am 19.3. 2015)

<sup>14</sup> Kolland, Dorothea: Interkulturelle Kultur: Zwischen kultureller Diversität und Transkulturalität (2013) <http://kolland-kultur.de/dokumente/>

<sup>15</sup> Kolland, Dorothea: Diversity – Balanceakt zwischen Vielfalt und Differenz. In: Kolland, D.: Werkstatt Stadtkultur (2012), 231ff

steht, und in der die Akzentuierung von Fremdheiten und deren Sich-aneinander-Reiben wesentliche Produktivkraft für Innovation ist. Es geht um eine Gesellschaft der Vielfalt, in der das andere / der andere nicht nur akzeptiert, sondern als Triebkraft für gesellschaftliche Entwicklung einer immer internationaler werdenden Gesellschaft erkannt wird. Dies bedeutet auch, dass die Differenz nicht verwischt, sondern gelebt wird, dass die Differenz sicht- und spürbar ist – auch, um zu unserem Thema zurückzuführen – bis hin zum Sterben und zum Begraben.

Die Tradierung der Eigenarten und Traditionen, aber auch der Anspruch auf Partizipationsrechte hat in vielen Städten Deutschlands, gerade auch in Augsburg, ihre gesellschaftliche Form gefunden. Eine kulturelle Praxis, die ihre Zukunftspotentiale im Bewahren, Qualifizieren, Transzendieren von Eigenarten des Anderen, Fremden sieht und Lust und Innovation aus der Vielfalt der Weltkulturen repräsentierenden differenten Kulturen zieht, nimmt die ethnischen Communities als Form ethnisch-kultureller Selbstorganisation ernst: Hier finden sich Menschen zusammen, die ihre gesellschaftlichen Konventionen und Erfahrungen, ihre Geschichte, ihre Sprache, ihre Kulturtraditionen, ggf. ihre Religion so wertschätzen, dass sie sich im Migrationsland immer wieder dieser gemeinsamen Traditionen, ihrer „roots“ vergewissern wollen. Oft liegen diesem Bedürfnis Erfahrungen von Exklusion, Einsamkeit oder Xenophobie zugrunde; immer wieder erwacht in der 2. oder 3. Migrantengeneration im Kontext der Identitätssuche das Bedürfnis nach Erforschung familiärer, ethnischer oder kulturellen Wurzeln. Diese Community--Bedürfnisse können im schwierigsten Fall zu die Mehrheitsgesellschaft ausgrenzenden Einbunkerungsmentalitäten und Getto--Verhalten führen, in den häufigeren Fällen sind sie eine zeitweise Heimstatt – im vertrauten Gottesdienst, in der Männergesellschaft der Moscheen, beim Feiern traditioneller Feste, als Möglichkeit, den Kindern auch die Sprache der Herkunft oder die Musik (Koreaner!) beizubringen. Oft sind diese Bedürfnisse auch in unterschiedlichen Lebensabschnitten unterschiedlich stark relevant.<sup>16</sup> Der Moment des Sich-Verabschiedens vom Leben ist eine besonders intensive Phase dieses Bedürfnisses. Das Suchen nach einer „letzten Heimat“ in der „neuen Heimat“, die letzte Ruhestätte in der Nähe von Vertrauten, innerhalb der eigenen Community, zu finden, ist dessen Ausdruck - Ausdruck einer Gesellschaft, die vieles Verschiedene zulässt und dies auch sehr positiv empfindet.

Dem gegenüber steht eine andere Entwicklung, die wohl eher in seltenen Fällen bei Sterbenden, wohl aber bei den Hinterbliebenen angekommen ist: die Entwicklung hin zu einer „postmigrantischen Gesellschaft“. Trotz des Ahnens – aber öfter, oder gerade deshalb - des Negierens - der wichtigen Rolle der „roots“ grenzen sich zunehmend insbesondere junge Menschen

---

<sup>16</sup> Die kanadische Gesellschaft spiegelt diese partielle Rückbindung an die Herkunft und zugleich die Teilhabe an allen gesellschaftlichen Prozessen bis heute bilderbuchmäßig wider.

aus der 2. oder 3. Migrationsgeneration von dieser Community-Orientierung ab; sie suchen Wege ins Neue, Freie, sich dabei aus den Gruppenzwängen ihrer ethnischen und / oder religiösen und / oder politischen Gruppe lösend. Wissenschaftler bringen dies in Verbindung mit gesellschaftlichen Individualisierungsprozessen und Veränderungen der weltweiten Migration. Sie beobachten, dass – in Korrespondenz zu Globalisierung - Migration sich nicht mehr in großen oder kleineren (ethnischen) Strömen, sondern in individualisierten Wanderungen vollzieht. Das bedeutet eine Auflösung von Gruppenidentitäten und von Homogenität geprägten communities, die das Gemeinwesen mitprägen, hin zu einer Super-Diversity<sup>17</sup> mit hoher innerer Komplexität. Sie wird von Menschen geprägt, die als patchwork-Persönlichkeiten sehr viele und sehr unterschiedlichen Prägungen durch Familie, Tradition, soziale Lage, Bildung, ethnischem und sozialem Kontext erfahren haben und ihren eigenen Weg finden müssen. Sie haben sich auf den Weg in die Transkulturalität begeben, mit ihrem Leben und ihren Zukunftserwartungen. Sie sehen darin einen Weg, um die erlittenen Verletzungen und Entwicklungsbehinderungen, die sie durch Ausgrenzung erfahren haben, endlich ohne „Reethnisierung“ und Fremdbestimmung gehen zu können, ja selbst die Verantwortung – und die Entscheidungsmacht – übernehmen zu können, ohne einer Zwangssituation des „Othering“ ausgesetzt zu sein.<sup>18</sup>

Auch diese Position hat in stärker werdendem Maße mit unserem Thema, dem Sterben, zu tun – dem Sterben der Älteren, für die ihre Nachfahren die „letzte“ oder die „neue“ Heimat aussuchen. In meinen Gesprächen im Vorfeld dieses Vortrags war die Sorge bei denen, die sich ihrer Herkunft stark verbunden fühlen, ständig präsent: Was machen die Nachfahren mit uns? Einerseits war der Wunsch sehr präsent, dort und so begraben zu sein, dass die Kinder sie dort besuchen und einen Ort finden, an dem sie gedenken können und wollen – in ihrer „neuen Heimat“ – nicht nur regional gemeint. Dieser Wunsch war der alles dominierende. Andererseits war das Sehnen der Bestattung unter Vertrauten durchaus vorhanden, zumal dann, wenn nur so sichergestellt werden konnte, dass religiöse Gesetze eingehalten werden. Sicher aber war man nicht mehr, welche Formen die Hinterbliebenen wählen würden: Die Verunsicherung in der Migration, die Sorge nach schwindendem Respekt vor Tradition und Althergebrachtem treibt viele dazu, eine entsprechende Verfügung rechtsverbindlich zu hinterlegen. Diese Entscheidungen verkomplizieren sich durch die Hybridisierungsprozesse, die das Leben und die Liebe mit sich bringen: Familien lassen sich in zunehmendem Maße nicht mehr einer Religion, einer Kultur zuordnen. Meine türkisch/islamische Gewährsfrau ist mit einem Katholiken verheiratet und gedenkt dies auch zu bleiben. Ihr Leben spielt sich fern von Religionen ab, und das ihrer Kinder noch mehr. Sie wollen

<sup>17</sup> S. Vertovec: Super-diversity and its implications. Ethnic and racial studies, 2007

<sup>18</sup> Besonders deutlich ist diese Tendenz in der Form des „postmigrantischen Theaters“ ausgeprägt.

und können sich nicht traditionellen Friedhofsabteilungen zuordnen. Manche nennen diese Jungen die postmigrantische Generation, und sie selbst wehren sich oft erbittert gegen jeden Versuch der Reethnisierung.

Die ständig gelebte Erfahrung von Veränderung, die zur Erkenntnis von **Transkulturalität und kultureller Hybridität** als offenem Modell führt, erinnert von fern an chemische Diffusionsprozesse. Das Konzept der Transkulturalität weist auf die Überlebtheit hin, von in sich homogenen unterschiedlichen Kulturen auszugehen. „Die Kulturen haben de facto nicht mehr die unterstellte Form der Homogenität und Separiertheit“, stellt der Gesellschaftswissenschaftler Wolfgang Welsch fest, der die Theorie der Transkulturalität als die der globalen Weltbewegungen angemessen entwickelt hat<sup>19</sup>, im Unterschied zu einer Gesellschaft, die durch ein Diversity-Modell erklärt und gelebt wird. Sie geht von umfassender Offenheit der möglichen kulturellen Sphären untereinander aus, die nicht ab- oder ausgrenzen, sondern eine Vielfalt individueller Lebensformen zulassen, deren Ideal Verflechtung, Durchmischung und Gemeinsamkeit ist.

Was diese Erkenntnis für Zukunftspotential für eine Friedhofskultur beinhaltet, kann ich nur träumen. Dass aber viele solcher Träume notwendig sein werden, fordert schlichtweg die Tatsache, dass – von Generation zu Generation mehr – Grenzen zwischen Kulturen und Herkunftsnationen diffundieren: Je mehr Beziehungen zwischen Menschen unterschiedlicher Traditionen entstehen, desto weniger sind eindeutige Zuordnungen zu leisten, im Leben wie auf dem Friedhof: „Transkulturalität ist... eine weiterführende Perspektive, da sie... über den traditionellen Kulturbegriff hinaus - und durch die traditionellen Kulturgrenzen wie selbstverständlich hindurchgeht... Auf der Mikroebene von Individuen bedeutet Transkulturalität, dass die individuelle Entwicklung durch mehrere kulturelle Herkunftsnationen und Verbindungen in Richtung auf eine interne Pluralität beeinflusst ist... Aufgabe des Subjekts ist es dann, seine Identität auszuhandeln, Kultur subjektiv zu konstruieren.“<sup>20</sup>

Wird sich diese Entwicklung in einem bunten Friedhof manifestieren? Werden eines Tages die – durch eine andere Gesetzeskörperschaft zu erlassenden - Bestattungsgesetze dieses bunte Durcheinander von „letzten“ und „neuen“ Heimatnationen zulassen? Wird es in friedlicher Übereinkunft der Religionen möglich sein, eine Begräbnis- und Gedenkstätte zu entwickeln, die die religiöse Pflicht der Gewährleistung ewiger Totenruhe, wie es für Juden und Moslems gilt, ebenso gewährleistet wie die Freiheit, die Asche in den Wind zu streuen, einen Friedwald zu hegen oder gar mit einem Totenturm Möglichkeiten der Himmelsbestattung

---

<sup>19</sup> Wolfgang Welsch, Magdeburg/Stanford: Transkulturalität. Zur veränderten Verfasstheit heutiger Kulturen (1995), S. 2. [http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx\\_textdb/28.pdf](http://www.forum-interkultur.net/uploads/tx_textdb/28.pdf)

<sup>20</sup> Asit Datta: Transkulturalität und Identität. Bildungsprozesse zwischen Exklusion und Inklusion. Frankfurt (2010), S. 157

zuzulassen? Und darin die deutsche Tradition der Recycle-Grabfelder zu bewahren? Bei meinen Testfragen wurde – auch bei Vertretern der jüdischen Tradition und Muslims – diese Vision zu meinem Erstaunen gar nicht jenseits den Vorstellbaren verwiesen. Ich jedenfalls wäre auf einem solchen bunten Friedhof gerne begraben.

---